

Gedächtnis wider die Versorgung : Autor von "Mann ohne Gedächtnis" über seine Psychiatriebilder

Autor(en): **Gloor, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **38 (1986)**

Heft 10

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sein, das von den «Gesunden» als Schwäche empfunden wird, aus der Gesellschaft herausgeworfen werden. Diesen Hinauswurf haben sie, meist gezwungenermassen, akzeptiert, oder sie haben wenigstens mit ihm zu leben gelernt. Dabei haben sie aber oft eine Kraft und Kreativität freigesetzt, die zwar die Form scheinbaren oder tatsächlichen Irreseins aufweisen mag, gleichzeitig aber auch ein Widerstand gegen die krankmachenden Aspekte und Zwänge der Gesellschaft ist. Damit wecken diese Filme nicht nur Verständnis für die Situation der Behinderten, sondern stellen auch – teilweise recht unbequeme – Fragen nach den Werten in einer Gesellschaft, die diese Menschen verdrängt, versorgt und zu Aussenseitern stempelt. ■

Kurt Gloor

Gedächtnis wider die Versorgung

Autor von «Mann ohne Gedächtnis» über seine Psychiatriebilder

Eigentlich wollte ich gar keinen Psychriefilm machen, sondern eine Geschichte über einen heutigen Kaspar Hauser erzählen. Das war mein erster Gedanke, als ich damals, 1980, eine Zeitungsnotiz las, nach der ein Mann aufgefunden worden sei, der nicht spreche, sein Gedächtnis verloren zu haben scheine und deshalb nicht identifiziert werden könne. Ich wusste aus Werner Herzogs Film «Jeder für sich und Gott gegen alle» (1974/vgl. ZOOM 5/75), dass Kaspar Hauser damals erschlagen worden war. Was geschieht heute mit einem Unbekannten, der Gedächtnis und Sprache verloren hat? Wie spricht man mit einem, der nicht spricht? Wie kann einer sein Gedächtnis verlieren und was geht in einem vor, der seine Geschichte verloren hat? Das waren die ersten Fragen, die ich mir zu Beginn meines Filmprojektes «*Mann ohne Gedächtnis*» (vgl. ZOOM 5/84) stellte.

Beim Nachdenken merkte ich schon bald, dass diese Geschichte heute zu einem grossen Teil in einer psychiatrischen Klinik spielen würde. Also doch ein sogenannter Psychriefilm? Wie kann ich eine Geschichte

erzählen, die in einer Welt spielt, die ich nicht kenne? Was weiss ich überhaupt über die Psychiatrie?

Ich wurde mir bewusst, dass das Psychriatriebild, das in meinem Kopf herumgeisterte, durch Filme, Zeitschriften und sogenannte antipsychiatrie Literatur geprägt war. Man hat ja schliesslich so seinen Cooper, Laing, Bataglia und die Kursbücher zum Thema gelesen.

Mein Psychriatriebild war recht klar – und dementsprechend einfach. Ich misstraute dem, was meine Phantasie da so unbekümmert produzierte, und ich entschloss mich, die Welt, in der meine Geschichte spielen sollte, erst einmal selber kennenzulernen. Ich hasse nichts so sehr wie Filme und Bücher, in denen Autoren Geschichten über Dinge erzählen, die sie nicht wirklich kennen.

Bei meinen Recherchen in Kliniken merkte ich schnell, dass es *die Psychiatrie* nicht gibt; dass das, was unter Psychiatrie verstanden wird, sehr verschieden sein kann. Jede Klinik ist anders, ja sogar innerhalb einer bestimmten Klinik kann es von Abteilung zu Abteilung beträchtliche Unterschiede geben. Zwischen einem Burghölzli (Zürich), das für mich nach orthodoxer Psychiatrie riecht, und der Waldau in Bern, die eher einem liberalen Psychriatrieverständnis verpflichtet ist, liegen für mich Welten. Am einen Ort überkamen mich Gefühle der Beklemmung und der Angst, am andern Ort fühlte ich mich schnell vertraut und zu Hause. Am einen Ort fiel mir ein Klima kasernehafter Ordnung auf, am andern Ort eine Atmosphäre chaotisch-gemütlicher Kreativität. In einigen Kliniken spürte ich Vorsicht, Zurückhaltung, ja sogar Misstrauen mir gegenüber, in andern Kliniken Offenheit, Direktheit und Vertrauen. Psychia-

trie ist also nicht Psychiatrie.

Mein «neues Psychatriebild» wurde komplexer, differenzierter, widersprüchlicher. Aber war da in den Tiefen meiner grauen Zellen nicht noch so etwas wie (m)ein Urbild der Psychiatrie? Woher kam das? War da nicht noch ein Erlebnis mit meinem Uronkel, den ich als Kind so sehr mochte und der in einer Anstalt (wie das früher hiess) endete? Rückblende in die Kindheit.

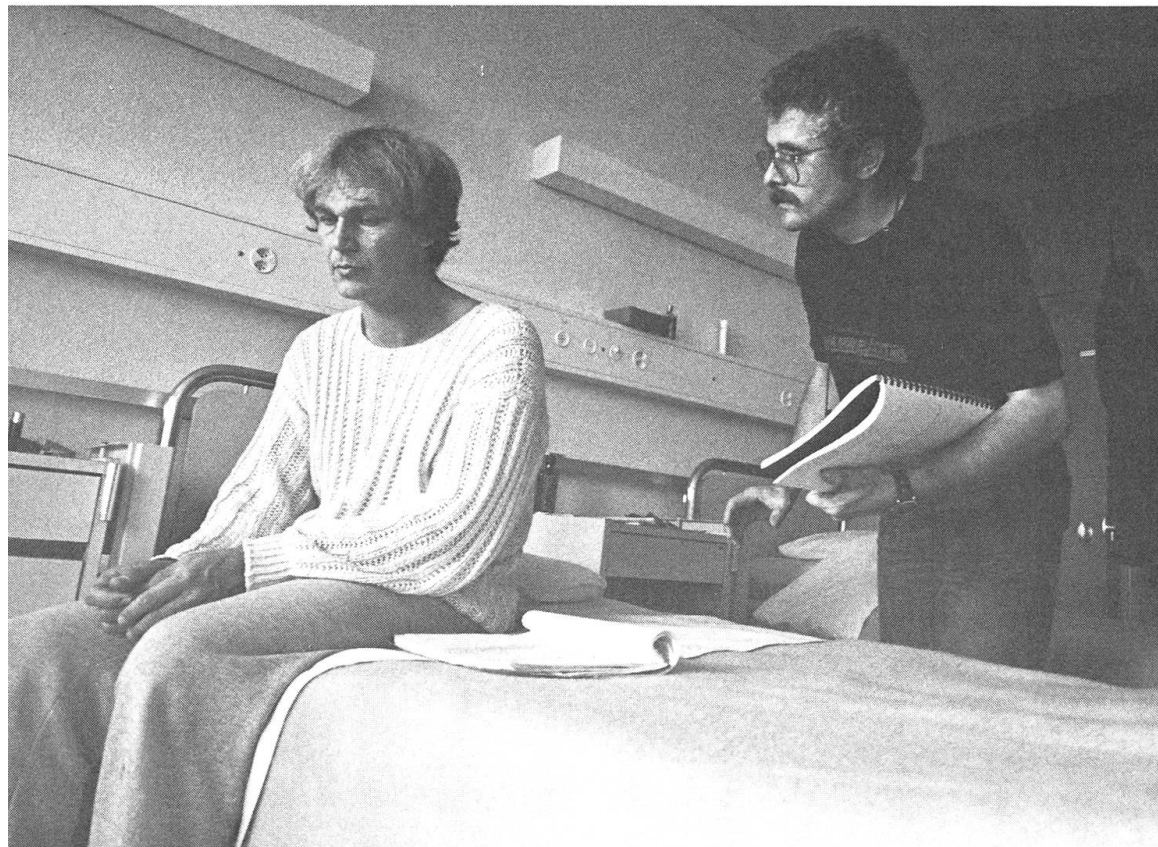
Von allen alten Menschen, die ich als Kind kannte, war er für mich der faszinierendste, lustigste, witzigste, kauzigste und schlitzohrigste. Ich freute mich jedesmal riesig, ihn mit meinen Eltern in Bern zu besuchen. Er war für mich uralt, voller Runzeln und hatte den gutmütigen und weisen Blick eines Kamels. Er war eigensinnig, erzählte komische Geschichten, und es gab bei ihm immer Süssmost und Apfelschnitze. In seiner Wohnung hatte er eine unglaubliche Unordnung, die ihm schliesslich zum Verhängnis

wurde: Sein Hausmeister kündigte ihm eines Tages die Wohnung. Da er sich weigerte in ein Altersheim zu gehen, wurde er zwangsweise in eine Anstalt versorgt. Er wurde später zum Vorbild und seine Geschichte zum Ausgangspunkt für meinen ersten Spielfilm: «Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner» (vgl. ZOOM 22/76).

In der Anstalt – ich glaube, sie hiess Kühlenwil – besuchte ich ihn wieder. Doch aus dem listigen und aufgestellten Uronkel war inzwischen ein grauer, bleicher, gebrechlicher, schmutziger und stinkender alter Mann geworden. Er lebte in einem grossen Bettensaal zusammen mit Debilien und mit elenden Gestalten, die mir als Knaben Angst machten. Später sagten mir meine Eltern, dass das alles «irgendwie Verrückte» gewesen seien. Als Kind begriff ich also soviel: In einer Anstalt wird man grau und bleich, und da stinkt es nach Kohlsuppe, Urin, Bodenwachs, Fusschweiss, Erbrochenem und billigem Pfei-

fentabak. So ist das also, wenn man in eine Anstalt versorgt wird. – Es war ein langer Weg von der Anstalt meines Uronkels, also meinem Urbild, bis zur Abteilung «F» im «Mann ohne Gedächtnis».

Kindheitserlebnisse prägen am nachhaltigsten die Bilder, die man ein Leben lang mit sich herumträgt. Mein erstes Erlebnis in einer Anstalt muss ein Schlüsselerlebnis in meiner Kindheit gewesen sein, das mir offensichtlich ganz besonders unter die Haut ging. Denn anders kann ich mir nicht erklären, dass alle meine bisherigen Spielfilme mit dem Versorgtwerden zu tun haben. In «Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner» wehrt sich der alte Schuhmacher dagegen, versorgt zu werden. Jakob Nüssli in «Der Erfinder» wird am Schluss versorgt, im «Chinesen» geht es um Versorgte, und auch die Hauptfigur im «Mann ohne Gedächtnis» wird in eine Klinik versorgt.



Regisseur Kurt Gloor gibt dem «Mann ohne Gedächtnis», dargestellt von Michael König, letzte Anweisungen.

Versorgte sind Ohnmächtige, Machtlose. Und diejenigen, die sich um die Versorgten sorgen, verfügen über vielfältige Macht. Doch die Psychiater, Sozialarbeiter, Schwestern und Pfleger fühlen sich ihrerseits wiederum ohnmächtig: Die Leute werden ihnen erst gebracht, nachdem schon alles schief gelaufen ist, was schief laufen kann.

Immer mehr begannen mich diese professionellen Helfer zu interessieren. Was sind das für Menschen, deren berufliche Aufgabe Helfen ist? Wie wirkt sich die Hilflosigkeit der Helfer aufs Helfen aus? Wo Macht ist, da besteht auch die Gefahr von Machtmissbrauch. Wie gehen sie mit ihrer Macht um? Warum, wann, wie schlägt ihre Macht in Machtmissbrauch um? Das waren immer mehr die zentralen Fragen, die mich beschäftigten.

In welcher Art Psychiatrie also sollte nun meine Geschichte angesiedelt sein? Die Abteilung «F», ja die ganze Klinik im «Mann ohne Gedächtnis», ist nicht Wirklichkeit, auch nicht Abklatsch der Wirklichkeit, sondern Fiktion. Nichts, aber auch gar nichts ist «dokumentarisch» oder zufällig. Alles ist ausgewählt, bewusst komponiert, bis ins kleinste Detail hinein von der Regie, der Kamera, der Ausstattung, der Kostümbildnerin, der Maske und der Beleuchtung gestaltet und bestimmt. Ich wollte ganz bewusst eine Klinikwelt ohne konservatives und in weisse Kittel gekleidetes Personal, ich wollte keine dauernd laufenden Putz- und Poliermaschinen auf den Fluren, ich wollte keine militärische Ordnung in den Zimmern, ich wollte keine Gummibäume und leere Aschenbecher, ich wollte keine trostlosen Bastelerzeugnisse in gediegenen Vitrinen. Dafür dürfen Patienten - ohne Sanktionen - im Morgenmantel und ungekämmt zum Mittagessen erscheinen, die Wände dürfen mit

Sprüchen besprayt sein, und im Aufenthaltsraum darf ein gemütlisches Chaos herrschen. Es darf da jeder Patient so sein, wie er ist oder was seine Krankheit aus ihm machte. Es soll auf meiner Abteilung «F» nicht mehr «strukturiert» werden, als unbedingt erforderlich und sinnvoll ist.

Aber die Ärzte sind halt auch nur Menschen. Menschen mit unterschiedlichen Auffassungen darüber, was Helfen ist. Von Widersprüchen, Eitelkeiten, Profilierungsneurosen, Machtspielen und Irrtümern bleiben auch Psychiater nicht verschont. Auch nicht von Dummheit. Es ist drinnen genau gleich wie in der Welt draussen, im sogenannten normalen Leben.

Die Psychiatrie als kleines Modell einer Gesellschaft? Ja, sicherlich auch. Wir (ich meine: wir Schweizer) tun uns offensichtlich besonders schwer mit allem Fremden, Ungewohnten, Ungewöhnlichen, Un-normalen und Andersartigen. Wir brauchen Klarheit, das gibt uns Sicherheit. Sicherheit ist hierzulande eine der höchsten Tugenden. In der Schweiz wird mehr Geld für Sicherheit, nämlich für Versicherungen, ausgegeben, als fürs Essen. Nichts ist schlimmer als Unsicherheit. Unsicherheit macht aggressiv. Die Aggressivität zweier Ärzte im «Mann ohne Gedächtnis», die den stummen Benares mit Gewalt zum Sprechen bringen wollen, entspringt nicht charakterlicher Bösartigkeit, sondern dem Gefühl der Unsicherheit und Ungewissheit, ob der Patient sie alle am Schluss gar noch verarscht. Warum soll der Umgang mit Ungewissem (das man weder mit einem Etikett versehen, noch zuschreiben oder schubladisieren kann) nicht auch gelegentlich Psychiatern Mühe bereiten?

Die Humanität einer Gesellschaft zeigt sich nicht an der

Anzahl humanitärer Institutionen und Einrichtungen der Wohlfahrt (welch ein Wort), sondern daran, wie sie mit den Andersartigen, Un-normalen umgeht.

P.S. Wer mir sagen kann, ab wann genau ein Normaler unnormal oder ein Andersartiger artig wird, den lade ich zu einem chinesischen Nachtessen ein. ■

Peter Rippmann

Ungleiche Kontrahenten

Zum Verhältnis zwischen Journalist und Psychiater

Wie der Journalist dem Psychiater, wie der Psychiater dem Journalisten begegnet davon soll nachstehend die Rede sein. Dabei werden allerdings nicht alle denkbaren Varianten – insbesondere nicht diejenige der in der Schweiz nur spärlich vertretenen Wissenschaftspublizistik – erörtert; ich beschränke mich auf den konflikt- und fallorientierten Journalismus, wie wir ihn auf der Redaktion des «Beobachters» pflegen.

«Stark für die Schwachen», so lautet der Titel eines Artikels von Alfred Häsler über die Geschichte des «Beobachters». Diese zeichnet sich tatsächlich aus durch eine Symbiose, durch ein Aufeinanderbezogensein, zwischen Leser und Blatt, in dem sich immer wieder engagierte Parteinahme für den Schwachen manifestiert. Der Schwache ist in unserem Zusammenhang natürlich der psychisch Kranke; der Starke allerdings braucht nicht in erster Linie der Psychiater zu sein; er ist oft auch in der direkten Umge-